

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2018)
Heft: 2

Artikel: Die Baukultur in den Bergen ist der Bergblick : eine biografische Notiz
Autor: Gantenbein, Köbi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-780927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berichte

Die Baukultur in den Bergen ist der Bergblick

Köbi Gantenbein

Eine biografische Notiz

Am 25. Februar 1956 kam in Samedan im Oberengadin ein Büb-lein zur Welt: ich. Und schon bald trugen mich meine Eltern in ihr Haus an der Bahnhofstrasse, in der die Eisenbahner zu Hause waren. Wie zu einem Zug waren die Bauten aufgereiht. Zuvorderst als Lokomotive eine malerische Villa, das Haus des Bahningenieurs. An sie angebunden je vier Stockwerke hoch vier Wagen, hellbraungrau verputzt unter breiten, mächtigen Dächern, die Arbeiterhäuser. Wohnen in den Alpen ist wie in der Stadt: Der Chef wohnt in der Villa, entworfen vom Architekten Nicolaus Hartmann d.J., der Arbeiter im Block, entworfen und gebaut vom Baumeister vor Ort. Im hintersten Arbeiterhaus unter dem Dach war meine erste Wohnung. Eine knarrende Holztreppe führte zu ihr hinauf; auf jeder Etage wohnten zwei Familien, sie hiessen Manatschal, Caflisch, Platz, Derungs und Muggli. Die Wohnung von Lydia, Hitsch und mir mass 60 Quadratmeter, hatte drei Zimmer und eine Küche. Es gab kein Badezimmer, keinen Kühl-schrank, ein Holzöfchen in der Stube und Kühle in den zwei Schlafzimmern. Der wichtige Unterschied zum Wohnen in der Stadt: Ich sah vom Stuben-, vom Küchen- und vom Fenster meines Zimmers aus auf je einen anderen Berg. Und lernte: Die Baukultur in den Bergen ist der Bergblick.

Auf den zweiten Blick ist eine Differenz der Baukultur in den Alpen zu der im Unterland bemerkenswert. Besuchte ich meine Tante Vrenali in Zürich, so lernte ich den sozialen Wohnungsbau kennen, denn sie wohnte in einem Haus einer grossen Genossen-schaft. In den Alpen weit über das Engadin hinaus war diese Sozial- und Siedlungsform unbekannt. Meine Familie gehörte zur Ausnahme, zu den Bähnlern und Pöstlern, deren staatliche Betriebe für ihre Arbeiter Wohnungen an den Knotenpunkten der Eisenbahn bauten. Wer aber in der Hotellerie, dem Baugewerbe oder an anderen typischen Arbeitsplätzen der Alpen zu tun hatte,

musste selbst schauen, wie und wo er unterkam. Das ist bis heute eine Eigenart des Wohnens in den Alpen: Während in der Stadt Zürich 40% der Wohnungen Genossenschaften oder der Stadt gehören und nach gemeinnützigen Überlegungen bewirtschaftet werden, sind Baugenossenschaften im Kanton Graubünden, aber auch bei dessen Nachbarn, ein Gerücht.

Meine Familie profitierte also von der in den Alpen exotischen Idee des sozialen Wohnens, die mit der Eisenbahn hierherkam. Sie bezahlte 50 Franken Wohnungszins, der Lokomotivführer Hitsch verdiente 400 Franken. Aber er war nur auf Zeit im Engadin, wo die Winter lang sind und die Kälte eisig ist. Meine Eltern wollten zurück an den Alpenfuss, wo es milder ist und die Sommer länger sind. Auch sind die Wurzeln der Familie im Prättigau. Und also packten wir die Koffer. Ich nahm Abschied nicht nur von Silvali Muggli, Emmarita Manatschal und Ursali Zanoni, meinen Freundinnen, sondern auch von einer Wohnform – dem Mehrfamilienhaus. Für meine jungen, aufstrebenden Eltern war klar, dass auch sie sich auf der Alpennordseite in einem Haus mit Garten und Kirschbaum einrichten und also im Eigentum leben würden, wie es Brauch und Sitte war. Fast alle Brüder und Schwestern meiner Eltern wohnten so, fast alle meiner über dreissig Basen und Vettern in den Alpen tun es heute immer noch.

Wir taten es ab 1964. Der Baugrund meiner zweiten Wohnung ist typisch für den Wachstumsschub, der die Dörfer in den Alpen zu formen begann, als sie in den 1960er-Jahren an die moderne Schweiz angeschlossen wurden. Rund um die alten Siedlungskerne schieden die Planer Terrains aus, auf denen sich Einfamilienhäuser mit Vorgärten in einem Spekgürtel um die Dörfer legten. Sie zeichneten die Grundstücke nach den Regeln von Strassenbau und Kanalisation; Einschätzungen, wie gut das Portemonnaie der Siedlungswilligen gefüllt sein würde, legten die Parzellengrössen fest. Stramm geordnet wie im Militär steht ein Grundstück neben dem andern Spalier und bestimmt Variablen der Architektur wie Ausrichtung, Platzierung, Umschwung und Volumen des Hauses und natürlich der Garage samt Einfahrt. Denn das Auto wurde in den 1960er-Jahren quer durch die Schweiz zum Städtebauer. Nicht baukünstlerischer Wille oder Interesse für ortsbauliche Traditionen des Siedelns und Wohnens in den Bergen führten die Feder der Planer, sondern ökonomische Überlegungen wie Erschliessung mit leistungsstarken Strassen, schnelle Erreichbarkeit und Sicherung von Terrains für die zuverlässigen Steuerzahler, als die Eigenheimbesitzer galten. Auf einer so geplanten Parzelle stand bald darauf das Einfamilienhaus mit meiner zweiten Wohnung.

Ich lebte zwölf glückliche Jahre in Malans. Ein Ornament, das sich in meiner Zeit hartnäckig von der Baukultur der Mittellandgemeinden der Schweiz zu uns in die Alpen emporgearbeitet hat, mochte ich allerdings nie: den Rasen. Auch wir hatten einen; ich empfinde ihn als den Alpen fremd. Aber er war ein Zeichen dafür, dass auch wir es uns leisten konnten, ein Stück Land nur um der gärtnerischen Schönheit willen und nicht, um darauf Nahrung zu gewinnen. Und fürs Rasenmähen hatten wir ja mich. Heute ist der Rasenteppich bis weit hinauf ins Gebirge gedrunken, seine eigens für den alpinen Gebrauch gezüchteten resistenten Sorten umgürten Häuser giftiggrün unmittelbar neben den Gletschern. Zusammen mit der Yucca, dem Gummibaum und der Konifere ist er der Kulturnachfolger des Wohlstandes.

Mitte der 1960er-Jahre, als meine Familie zum Bauen kam, war der Fächer der Gestaltungsmöglichkeiten des alpinen Einfamilienhauses schon recht weit gespannt. Der Architekt Kessler, der aus dem Dorf meiner Mutter kam und als vertrauenswürdig galt, zeichnete einen Entwurf, der sich absetzte von den Nachbarhäusern. Er schob den Giebel des Hauses leicht aus der Mittel und legte einen kleinen Hügel an, sodass meine Eltern, mein Bruder Daniel, mein Schwesterchen Susann und ich als einzige des Quartiers über eine sanfte Rampe zu unserem Haus hinaufstiegen. Die andern Häuser waren alle strasseneben. Doch es ist wie verhext: Aus lauter Differenz wuchs ein Einheitsbrei. In den Speckgürteln rund um die Dörfer bis weit ins Gebirge hinauf ist ein architektonisches Häusereinerlei scheinbarer Differenzen entstanden. Mir allerdings konnte das nichts anhaben – ich habe meine zwölf Jahre Einfamilienhaus in Freude erlebt, eine unbesorgte Jugend im Dorf am Fuss des Gebirges bereichert mein Leben.

Anders als bei meinen Schulfreunden, deren Vater Arzt oder Bankangestellter war, war es in meiner Familie nicht Brauch und Sitte, in den Schulferien zu verreisen, sondern «eine Stelle» anzutreten. Das ergänzt meine Wohnbiografie in den Alpen vorzüglich, denn ich hatte in unterschiedlichen Chargen im Fremdenverkehr zu tun. Als Gymnasiast machte ich Karriere vom Chasseur über den Etagenkellner, den Telefonisten bis zum Bademeister. Im Hotel Schweizerhof auf der Lenzerheide waren wir etwa 200 Angestellte. Meine Wohnung war ein Zimmer mit sechs weiss lackierten Eisenbetten. Zu jedem gehörte ein Metallkasten und ein Nachttisch. Unter dem Bett konnten wir die Koffer versorgen. Ich wohnte zusammen mit Köchen, Kellnern und Küchenburschen aus Wien, Porto und Catania. Sie waren schon länger auf «Saison»; die Wohnform zu viert oder zu sechst galt ihnen als

üblich. Ich erfuhr die grosse Schönheit des verdichteten Wohnens. Auch sorgte das Hotelmilieu für meine politische Bildung: Zwei meiner Mitbewohner studierten «hors saison» in Wien Philosophie. Sie zogen mich in ihre «Basisgruppe Hotelproletariat» ein und brachten mir die Grundlagen des Marxismus bei. So war mir diese kollektive Wohnform im Unterbau der alpinen Wirtschaft, bar aller kleinbürgerlichen Ablenkungen, auch ein Augenöffner. Denn ausserhalb des Wohnens im Eisenbett hatte ich ja die Herrschaften, die in den Suiten wohnten, auf der Etage zu bedienen und den noblen Damen im Hotelbad das warme Badtuch zu überreichen.

Als Student ging ich später als Skilehrer «auf Saison» nach Davos. Anders als im geschützten Kollektiv des Hotels musste ich mich dort als Einzelkämpfer auf dem Wohnungsmarkt einer Stadt in den Alpen durchsetzen. Ein Drittel des Lohns war herzugeben für eine miserable Kammer von 15 Quadratmeter mit dem WC für alle auf dem Gang. Ich lernte, was heute die Baukultur in den Tourismusorten der Alpen arg bedrängt: Wer dort lebt und arbeitet, muss eine beachtliche Zeche des Fortschritts bezahlen, dessen Gewinn die Boden-, Immobilien- und Bauwirtschaft abschöpft. Eine blühende Zweitwohnungswirtschaft hat den Boden- und damit den Wohnungsmarkt in Städten wie St. Moritz, Davos, Arosa, Zermatt oder Crans Montana mittlerweile aus den Angeln gehoben.

Meine späteren Berufe zogen mich ins Unterland, nach Zürich, wo ich von der Wohngemeinschaft über die Haugenossenschaft bis zur Miet- und schliesslich der Eigentumswohnung alle Formen bürgerlicher Baukultur erlebte. Nach dreissig Jahren bin ich wieder am Fuss der Alpen zu Hause, in Fläsch. Ich wohne in einem verträumten, steinalten Haus meiner Familie mit einem Kachelofen, einem Garten und einem riesengrossen, leeren Stall. Hier erlebe ich am Morgen wieder den grossen Unterschied des Bauens in den Alpen zu dem in der Stadt und auf dem flachen Land: Wenn ich meine Augen öffne, sehe ich ins Gebirge. Im Horizont die mit Schnee gepuderten Bäume auf dem Pizol, weit hinten schroffe Felsen und weit vorne die eingeschneiten Alpweiden und den Einschnitt der zauberhaften Taminaschlucht. Statt Autolärm in der Strasse knattern die Traktoren durch die Gassen. Und liege ich in der Badewanne, so blicke ich auf die schauerlich schwarze Felswand des Fläscherbergs und komme mir klein, aber geborgen vor. Auch erlebe ich eine Dynamik der alpinen Bau- und Arbeitskultur, die sich in meiner Jugend zu entfalten begann. Der Fuss der Alpen ist über die Strasse und die Eisenbahn mit der Metropole verbunden. Er wird ihr Vorort. Um 6.30 Uhr morgens steige ich

im Nachbardorf in den Zug, lese die Zeitungen und schaue in den werdenden Morgen; eine gute Stunde später sitze ich schon an meinem Arbeitstisch in Zürich. Um 22.10 Uhr abends steige ich dort in den Zug und träume in den Abend hinein. In Landquart warte ich auf den Rufbus nach Fläsch. Um Mitternacht bin ich zuhause. Oder ich bleibe gleich dort, verbunden mit der Metropole via Computer. Die Verkehrsgunst als Landes- und Alpenplanung, die in meiner Kindheit erste Konturen fand, prägt heute das Bauen in den Alpen. In meinen Studentenjahren fuhren morgens zwischen 6.00 und 8.00 Uhr drei Schnellzüge nach Zürich, heute sind es acht; die schnellsten benötigen weniger als eine Stunde. Waren einst ein paar Frühbummler unterwegs in die grosse Stadt, so sind die Züge heute schon an der ersten Haltestelle des Zugs gut besetzt, und vor Zürich sitzen wir eng auf eng. Auch die Strasse beansprucht stärkeres Wachstum: Mein Nachbar pendelt ab und zu mit dem Auto hin und zurück und tut das in knapp einer Stunde – je nach Verkehrslage geht es allerdings länger, denn er ist nicht allein. Bis weit hinein in die Alpen reichen die Pendeldistanzen auf der Strasse. Und sie gelten nicht nur für die Werktätigen, sondern auch für die Freizeitler, die mit dem Automobil oder dem Zug an den Wochenenden in grossen Scharen aus ihren Wohnungen in den Alpen in die Festhütte Zürich fahren, um Opern anzusehen oder die Nacht durchzutanzen.

Auch das zweite Programm der Baukultur, das in meiner Kindheit erste Konturen erhielt, läuft 40 Jahre später auf vollen Touren: Die Dörfer, die die Modernisierung mit sich nimmt, entgrenzen sich und werden Teil einer Stadt. Die Stadt von Samedan, wo ich geboren worden bin, heisst Oberengadin und reicht von Maloja bis Zuoz. Sie ist ein durch und durch gestylter Reunionsplatz der Schönen und Reichen, in der kein Komfort fehlt, den der letzte Schrei in New York, London oder Peking verlangte. Und wo ein Quadratmeter Wohnbauland gut und gerne bis zu 50 000 Franken kostet.

Die Stadt von Fläsch heisst Stadt am Alpenrhein und entwickelt sich diesem entlang von Chur bis an den Bodensee. Über 70 Kilometer wächst aus 70 Dörfern der Schweiz, Liechtensteins und Vorarlbergs plan- und absichtslos ein Stadtband in den Alpen zusammen. Faszinierend, chaotisch, zersiedelt. Gelenkt von Standortgunst, regiert von Steuerkonkurrenz und Wohnen in den Alpen heisst vorab Autofahren in den Alpen.

Und meine letzte Wohnung? Sie steht vielleicht auf dem Terrain, das an das Haus und die Schreinerei meines Grossvaters in Jenaz grenzt. In diesem Dorf im Prättigau ist vor ein paar Jahren das

zweite Altersheim des Tals eingeweiht worden. Am Dorfrand steht ein wackerer Klotz. Alle Standards der staatlich streng reglementierten Baukultur fürs Heim haben sie hier geschickt und elegant erfüllt. Und etwas mehr den Alten gegeben: Im spektakulärsten Fumoir weit und breit rauchen die alten Prättigauer Brissago und Toscani, und in jedem Zimmer ist die Eigenart der Baukultur in den Alpen schön – der Bergblick. Ich will kein Lob des Heims reden, aber die Zumutungen des Wohnens im Alter in den Alpen waren oft unerträglich. Mehrere Generationen waren eng auf eng auf einen Hof oder gar unter ein Dach gestopft. Heute ist auch in den Alpen kollektives Wohnen im Alter gang und gäbe. Der soziale Staat, die grosse Errungenschaft der Arbeiterbewegung in den Städten, ist bei den Menschen im Berggebiet angekommen. War meine Urgrossmutter Annalydia noch ohne jede AHV vollkommen abhängig von der Hilfe des Dorfes, so erlebte meine Mutter – ihre Enkelin – ein erfülltes Berufsleben als Pflegerin in einem Altersheim, alte Prättigauerinnen umsorgend. Was vor einer Generation noch «ds Asyl» hiess, ist heute als Alterswohnung und -wohnheim gestützt und getragen. Gut so und Resultat einer langen Geschichte von Solidarität auch über die Räume. Aber hören wir dem zeitgenössischen politischen Diskurs zu, wird das keineswegs so bleiben. Zum machtbewussten urbanen Lebensstil gehört es, sich über die im Gebirge auf der alpinen Branche lustig zu machen und die Solidarität über Räume grundlegend in Frage zu stellen. Und dafür Steuersenkungen für die Reichen und Mittelkonzentration für die Agglomerationen einzutauschen. Neulich sass ich im Altersheim von Jenaz, herzlich berührt im Zimmer, das ich mir vorgemerkt habe: Es liegt im dritten Stock und schaut in die Abendsonne. Von seinem Fenster aus werde ich – in sagen wir 30 Jahren – meine Biografie abschliessen. Und hinüber tappen zum Zimmer meiner Luci. Wir werden eine Flasche Fläscher Blauburgunder öffnen und auf den Kirschenbaum direkt unter dem Fenster blicken. Unter ihm spielte ich als Büblein, zu Besuch aus dem Engadin bei Nani und Eni.

Köbi Gantenbein ist Chefredaktor von Hochparterre und Präsident der Kulturkommission des Kantons Graubünden. Er lebt und arbeitet in Fläsch und Zürich. Er hat zahlreiche Bücher zur Baukultur Graubündens herausgegeben. Das neuste: *Bauen in Davos – ein Architekturführer zu 50 Bauten der Bergstadt*. Verlag Hochparterre 2018.

Adresse des Autors: Köbi Gantenbein, Unterdorf 35, 7306 Fläsch.